

Andreas Pritzker

# **Eingeholte Zeit**

Erzählung

Dieses Buch erschien erstmals 2001 im munda-Verlag,  
Brugg (Schweiz).

Neuausgabe:  
© 2014 Andreas Pritzker

Herstellung und Verlag:  
BoD – Books on Demand, Norderstedt (D)

ISBN: 978-3-7357-4037-3

# 1

Das geräumige Zimmer ist weiss verputzt, sein Teppichboden ist taubengrau. Die leeren Wände erinnern an eine Kinoleinwand, der Boden an die Steinplatten eines antiken Forums. Die Stuckatur der Zimmerdecke stammt noch aus der Zeit, als die Villa erbaut worden ist. Sie stellt von Bändern umschlungene Blumen dar und sieht aus, als wenn lebendige Natur durch eine Verwünschung in totem Gips erstarrt wäre.

In der Mitte des Zimmers steht ein sieben Meter langer, weiss lasierter Eichentisch, umringt von Stühlen aus verchromtem Stahlrohr mit weinrotem Bezug. Einige Male pro Jahr setzen sich an diesem Tisch angesehene Männer für einen Tag zusammen und zelebrieren ihre Rituale. Sie breiten zu Papier gewordene Ideen darauf aus und liefern sich Wortgefechte. Heute ist ein solcher Tag.

Alles an der Einrichtung passt zusammen, obschon der Raum niemals gesamthaft gestaltet worden ist. Die neuen Stühle, beispielsweise, hat der jetzige Präsident ausgesucht. Das einzige Gemälde hingegen, das die Stirnseite des Raumes beherrscht, der Tisch, der Teppichboden, die Farbe der Wände gehen auf seine Vorgänger zurück. Die Einrichtung hat sich scheinbar zufällig ergeben. Dennoch wird nur zu deutlich, dass sie sich an einer alteingesessenen Ordnung orientiert.

Der Raum ist dank einer Reihe von hohen Fenstern sehr hell. Die Fensterfront gewährt einen weiten Blick über die Stadt. So hat es der Erbauer der Villa gewünscht: Dem Dasein der gewöhnlichen Menschen entrückt, ohne Tuchfühlung mit Handel, Arbeit und der Befriedigung von Bedürfnissen, aber dennoch alles im Auge behaltend.

Wie immer an Sitzungstagen hat der Hauswart in der Frühe alle Fenster aufgesperrt, und nun weht die angriffig frische Luft des Sommermorgens ungehindert herein. Zudem hat er Flaschen mit Mineralwasser – eine schweizerische Marke – und Gläser auf den Tisch gestellt. Die Flaschen stehen ungeöffnet und stramm wie antretende Soldaten da, die Gläser blitzsauber, jungfräulich, mit der zum Kuss bereiten Öffnung nach unten.

Drei Aschenbecher sind über den Tisch verteilt. Sie tragen das Signet einer schweizerischen Grossbrauerei und passen auf den ersten Blick keineswegs hierher. Bedingt durch ein Missgeschick haben sie sich dennoch ihren Platz erobert. Früher hat es nämlich nur einen Aschenbecher gegeben – ein Stück aus kostbarem Kristall – den Oederlein immer für sich beanspruchte. Als Berglass einmal darum bat, um seine schwarz gebrannte Pfeife darin auszuklopfen, stiess Oederlein das Ding so schwungvoll über den Tisch, dass es über die Kante kippte und am Boden zerschellte. Danach wies Brockstätte Trank an, dem Hauswart zu sagen, er solle genügend Aschenbecher beschaffen. Als Brockstätte die volkstümlichen Werbeträger zum ersten Mal erblickte, verzog er das Gesicht und rief: „Wo sind wir hier eigentlich, etwa in einer Brasserie?“ Doch gerade da kam Oederlein ins Zimmer, sah die Glasschalen, ergriff eine davon, streichelte sie mit seinen wurstigen Fingern liebevoll und lobte Brockstätte wegen der gelungenen Wahl. Er sei, erklärte Oederlein, zwar mehr dem Rotwein zugetan, aber wenn er ein Bier trinke, dann immer von dieser Brauerei.

Als Erster betritt auch heute Dr. phil. Gerold Trank den Raum. Mit seinem taubengrauen Anzug und der weinroten Krawatte wirkt er wie eine Fortsetzung der Einrichtung. Er fröstelt, schreitet sogleich zu den Fens-

tern, schliesst sie und wünscht sich, für einmal einfach stehen bleiben und die Aussicht auf sich wirken lassen zu können. Auf Schönwetterszenerien fällt er immer wieder herein. Im heiteren Morgenlicht ausgebreitete Städte, fruchtbare, gelbgrüne Ebenen, das blaue Meer. Solche Ansichten gaukeln ihm vor, es existiere fern von seinem eigenen, grauen Alltag eine wunderschöne Wirklichkeit. Sie wecken seine Sehnsucht und vermitteln ihm gleichzeitig das beunruhigende Gefühl, diese Schönheit sei für ihn unerreichbar.

Übrigens, alle, die nicht vollkommen blind durchs Leben laufen, begeben sich, wenn sie das Sitzungszimmer erstmals betreten, geradewegs zu den Fenstern und betuern, der Fernblick sei prächtig. Dies, obschon sie in Wirklichkeit nur das Naheliegende beschäftigt, nämlich Verdauung, Geld oder sexuelles Verlangen. Besser so. Bei längerem Blick in die Ferne verlieren sich manche Menschen nur zu leicht.

Trank ist geübt darin, seine Wünsche wegzustossen. Er hat schliesslich Pflichten, die zu erfüllen sind, jeden neuen Tag, so auch heute. Er wendet sich dem massiven Tonbandgerät zu und prüft dessen Funktionen. Dann probiert er den lichtstarken Hellraumprojektor aus. Sind Schreibstifte in allen Farben vorhanden? Gewiss. Befindet sich in der Geräteschublade eine Reserverlampe? Auch das. Gut so.

Das alles ist sehr, sehr wichtig. Denn einmal hat die Lampe mit einem klackenden Geräusch ihr bisschen Geist aufgegeben. Ausgerechnet während eines Vortrags von Nationalrat Oederlein, dem Vorsitzenden und Inhaber der wegen ihres Erfolgs viel gerühmten Gomser-Werke.

Und keine Ersatzlampe greifbar.

Präsident Biland lehnte sich stirnrunzelnd zurück. Brockstätte eilte beflissen durchs Zimmer und durchstöberte die Geräteschublade. Keine Lampe. Oederlein erklärte eisig: „Herr Präsident, meine Herren, ich habe mein Referat sorgfältig vorbereitet und bin nicht bereit, ohne Projektor weiterzufahren.“

Der Vortrag drehte sich, für Trank unvergesslich, um „die kulturelle Versorgung der Bevölkerung in Alpentälern mit engem Horizont“. Oederlein war im Begriff, ein Bildungsprogramm auf die weisse Wand zu projizieren, das mit der Unterstützung der lokalen Geistlichkeit entstanden war. Und weshalb die lokale Geistlichkeit und nicht die lokale Lehrerschaft? Gerade als er zur Begründung ansetzte, passierte es.

Der Präsident sagte: „Herr Oederlein, entschuldigen Sie bitte, ich bin enorm verärgert.“ Er blickte Trank an, der sich hinter das Tonbandgerät duckte, und rief: „Schaffen Sie augenblicklich eine Ersatzlampe herbei, wie, ist Ihre Sache, hopp hopp, im Laufschrift.“

Also sprang Trank auf und eilte zum Hauswart. Dieser weilte nicht in der Pförtnerloge, sondern zusammen mit einem Monteur im Heizungskeller. Trank fand die beiden, weil es blechern durchs Treppenhaus herauf schepperte. Er stiess atemlos hervor: „Entschuldigung, aber die Sache ist ausserordentlich dringend.“

Nicht für den Hauswart. Der zündete umständlich seinen ausgegangenen Stumpfen an, knurrte barsch „Augenblick!“ durch die Zähne und fingerte weiter mit dem grinsenden Monteur am Brenner herum.

Trank sah sich schon ins nächste Schulhaus eilen und um eine Ersatzlampe betteln, doch endlich bequemte sich der Hauswart, vom Keller emporzusteigen. In seiner Loge wühlte er lange in einem Schrank und tauchte schliesslich mit der richtigen Packung auf. Zielstrebig drängte er Trank aus dem

Weg und marschierte ihm voran ins Sitzungszimmer.

Dort war eine Diskussion darüber im Gang, ob solche Pannen der Unzulänglichkeit der Technik oder jener des Personals zuzuschreiben seien.

Der Hauswart ersetzte gemütlich die Lampe. Er entflamte seinen Stumpen von neuem und entfernte sich. Dabei dankte ihm der Präsident überschwänglich, und Brockstätte winkte ihm nach.

Trank bemerkte die Zeichen, und sie bekümmerten ihn. Jetzt würde die Schuldfrage unvermeidlich auf ihn zukommen. In seinem Innersten fühlte er sich ohnehin immer schuldig.

Der Präsident sprach: „Das ist das letzte Mal, dass ich Ihnen so eine dumme Panne durchgehen lasse. Hier ist Zeit zwar nicht Geld, da wir ehrenamtlich wirken, aber gerade deswegen erwarte ich von Ihnen, dass Sie sorgfältig damit umgehen. Sie sind mir dafür verantwortlich, dass wir unsere Sitzungen störungsfrei abhalten können.“

Um den Tisch herum nickten alle ausser Hartmann, der sich über seine Akten beugte.

Aber war die Reservelampe nicht Sache des Hauswarts? Für kurze Zeit quälte Trank die Einsicht, dass ein erprobter Praktiker, der es unter anderem verstand, die Heizung zu betreiben sowie die Reinmachefrau zu betreuen, noch dazu beides erfolgreich, viel schwerer zu ersetzen war als ein Sekretär. Doktoren der Philosophie, die nach einer derartigen Stellung gierten, gab es im Überfluss.

Heute Morgen ist das Wetter herrlich, aber Gerold Trank leidet unter Magenschmerzen unklarer Ursache. Könnte auch das Herz sein, hat er gelesen. Der

Schmerz nimmt seine Eingeweide in den Griff, so wie das Leben Trank in den Griff nimmt. In dieser Verfassung ist er gar nicht erpicht auf Menschen. Er wünscht sich an eine einsame Küste mit weitem Blick auf zeitlose, in langen Wellen dahin rollende Wassermassen. Sie würden seine Schmerzen bestimmt fort spülen.

Zuvorderst stehen im Augenblick allerdings seine Aufgaben als zweiter Sekretär der 'Stiftung für die Ausbreitung humanistischer Ideale'. Das ist bestimmt kein einsichtiger Name. Und nur wenn Trank bekannt gibt, er arbeite für die SAHI, nicken die Zuhörer verständnisvoll.

Als erstes Mitglied des Stiftungsrates betritt Erziehungsrat Professor Berglass das Zimmer – einneunzig gross, massig, Glatze mit grauem Haarkranz, Knubbelnase, weich fallender Vollbart. Hat er nicht einen Sokrateskopf, wenn er die randlose Brille ablegt? Damit ist die Ähnlichkeit mit dem Weisen aber auch schon zu Ende. Berglass ist, sagen wir es ruhig, geschwätzig. Ein Mann mit einem unbegrenzten Vorrat an Zeit. Bei seinen Aussagen holt er immer sehr weit aus, unter zehn Minuten schafft er es in keinem Fall. Nachher weiss dennoch niemand, worauf Berglass eigentlich hinaus wollte.

Berglass ist immer der erste Stiftungsrat, der erscheint. Nur so kann er sich den von ihm begehrten Platz sichern. Er setzt sich umständlich hin, oben am Tisch, nahe beim Stuhl des Präsidenten. Nachdem Trank sich zu ihm hinbegeben hat, erhebt er sich ebenso umständlich und schüttelt Trank minutenlang die Hand. Gleichzeitig beklagt er sich über die im Lauf des Tages zu erwartende sommerliche Hitze, die stockende Fahrt in die Stadt und die Mühe, einen Parkplatz zu finden. Kein Wunder. In diesen ungunstigen Zeiten besitzen bereits die Sekretärinnen und Ladenmädchen



eigene Autos und verstopfen damit alle Strassen. Während er spricht, blickt er Trank nicht etwa an, sondern behält die Türe im Auge. Und als Gewerkschaftssekretär Hartmann eintritt, bricht er seine bitteren Ausführungen zur Frauenemanzipation einfach ab und wendet sich dem Ankömmling zu.

Trank kehrt zum unteren Tischende zurück, an seinen angestammten Platz, den er mit dem Tonbandgerät teilt.

Dennoch begrüsst Hartmann zuerst ihn, wobei er, von Berglass abgewandt, eine verschwörerische Miene aufblitzen lässt. Er will damit ausdrücken, dass er Trank als Angehörigen der unteren Klassen anerkennt.

Trank hat herausgefunden, dass es nur sehr dicke oder sehr dünne Gewerkschaftssekretäre gibt. Im normalen Umfang sind sie scheinbar nicht zu haben. Hartmann gehört zu den Ersteren. Er setzt sich zu Berglass, der die ganze Zeit mit ausgestreckter Hand und ein wenig blödem Lächeln auf ihn gewartet hat und nun erneut anfängt mit dem sommerlichen Wetter, der stockenden Fahrt in die Stadt und der Mühe, einen Parkplatz zu finden, wobei er diesmal jedoch seinen Unmut über die Motorisierung der weiblichen Angestellten ausklammert. Mit seiner Schilderung vermag er allerdings keine Spur von Mitgefühl zu wecken. Hartmann ist ehemaliger Bahnbeamter und stolz darauf, keinen Wagen zu besitzen.

Nacheinander treffen die weiteren Stiftungsräte ein. Alles Herren in vorgerücktem Alter, so dezent gekleidet, dass Hartmanns schwarze Lederjacke und Professor Berglass' einst massgeschneiderter, nun formloser Cordanzug nicht hierher passen. Um den Tisch herum werden Hände geschüttelt, gepflegte, weiche, unterschriftsgeübte Hände. Präsident Biland tritt mit Brockstätte zusammen auf, und dieser erkundigt sich

bei Trank über das Durcheinander hinweg sehr laut, ob er auch wirklich alles genaustens kontrolliert habe. Zum Schluss erscheint Nationalrat Oederlein, der alle begrüsst – ausser Trank.

Nun zückt der Präsident einen silbernen Kugelschreiber aus der Brusttasche. Er fängt an, damit penetrant auf den Tisch zu klopfen, bis das Geplauder verebbt und sich die grauhaarigen Köpfe, wie von unsichtbaren Kräften gesteuert, ihm zuwenden. Er spricht: „Meine Herren, ich bin berüchtigt dafür, Sitzungen pünktlich anzufangen. Ich habe, wenn's sein musste, auch schon ganz allein angefangen, doch heute ist dies, dank Ihrer erfreulichen Disziplin, nicht notwendig.“ Er sagt jedes Mal dasselbe. Immer lächeln die Stiftungsräte verbindlich, und Trank findet es peinlich. Biland fährt fort: „Ich bin froh, dass Sie vollzählig erschienen sind, geht es doch heute um eine bedeutsame Angelegenheit, nämlich um unsere Beiträge zur 700-Jahrfeier der Eidgenossenschaft.“

Trank hat bereits sämtliche Tasten gedrückt, die es braucht, um das Tonbandgerät in Gang zu setzen. Die wippende Aussteuerungsanzeige bezeugt, dass die Worte des Präsidenten in Chromdioxid geprägt werden. Die Anwesenden hat er gleichfalls notiert, aus reiner Gewohnheit, unter Verwendung selbst kreierter Abkürzungen. B&B für Biland und Brockstätte, B' für Berglass; VW bedeutet von Warteck, das Oederleinsche O versieht er mit einem Bogen, sodass es dasteht wie eine Null, manchmal auch schreibt er Oed in Analogie zu Kind, was den langen Kindlimann verkürzt; und nachdem er anfänglich Hartmann als Hart abkürzte, veranlasste ihn dessen nachgiebiges Verhalten, zu einem nichts sagenden H überzugehen.

Trank erinnert sich daran, wie ihm Brockstätte am ersten Arbeitstag feierlich die Verantwortung für das Protokoll übertragen und ihn gemahnt hat: „Nehmen Sie diese Aufgabe nicht etwa auf die leichte Schulter, sondern denken Sie immer daran, dass das Protokoll, das für die Dauer Ihres Wirkens an der Stiftung Ihre Unterschrift trägt, in einem sicheren Archiv aufbewahrt wird, als wertvolle Quelle für künftige Historiker.“ Und daraufhin hat ihn Brockstätte angehalten, sich trotz Tonbandgerät Notizen zu machen, denn es könne nicht ausgeschlossen werden, dass auch die solideste Technik einmal versage.

Bis zu seiner elften Sitzung hat sich Trank musterhaft an diese Anordnung gehalten. Heute erlebt er die siebenundzwanzigste Sitzung und darf versichern, dass das Tonbandgerät, ein schweizerisches Qualitätsprodukt, ihn noch nie im Stich gelassen hat. Nicht nur das macht die Notizen überflüssig. Wenn jemand über alle Geschäfte Bescheid weiss, dann er. Er hat sie schliesslich unter der strengen Aufsicht von Brockstätte vorbereitet, der es liebt, unbarmherzig und vernichtend mit dem Rotstift in Tranks Entwürfen zu wüten. Zudem kennt Trank die Stiftungsräte inzwischen zur Genüge. Er vermag treffsicher zu prophezeien, was sie zu sagen pflegen. Und wie sie es sagen. Und bei welchem Anlass.

Trank wäre imstande, die Sitzung zu protokollieren, auch wenn sie gar nicht stattfinden würde.

Doch Welch ein Skandal, wenn das Tonbandgerät tatsächlich einmal ausfiele und er ohne Notizen dastünde. Präsident Biland, der behauptet, die Menschen aufgrund einer einzigen Bewährungsprobe abschliessend beurteilen zu können – und die Episode mit der Reservelampe hat bestimmt bei ihm nachgewirkt –, würde ihn für immer abschreiben. Als arbeitsscheu, unseriös,

verantwortungslos und sogar zynisch. Und Brockstätte, neben dem Schreibtisch des Präsidenten stehend, würde ausrufen: „So etwas ist seit der Gründung der Stiftung im Jahre 1833 noch nie vorgekommen. Die Sitzung muss wiederholt werden, es geht nicht anders, und ich befürchte, dass zumindest Oederlein und von Warteck augenblicklich ihren Rücktritt erklären – welche Schande.“

Tranks elfte Sitzung fiel mit einem Anfall von Welt-ekel zusammen. Diesen ergründete er gar nicht erst, sondern benützte ihn dazu, sich ein bisschen Freiheit zu verschaffen. Er beschloss mannhaft, ab sofort die Niederschrift des Protokolls zu verweigern. Seitdem kritzelt er verschlüsselte Botschaften über die Anwesenden sowie private Erkenntnisse auf seinen Schreibblock. Bisweilen rekonstruiert er die Einkaufsliste, die ihm Maria diktiert hatte und die er wieder einmal auf dem Frühstückstisch vergessen hat.

Es tut ihm gut, sich an seiner im Verborgenen keimenden Verweigerung aufrichten zu können. Obschon oder gerade weil Ungehorsam für ihn nicht selbstverständlich ist. Er besitzt ein zwiespältiges Verhältnis zum Ungehorsam, und das schreibt er seiner streng katholischen Erziehung zu. Einerseits bereitet ihm die Auflehnung Schuldgefühle, andererseits geheime Lust.

Nun ergreift Präsident Biland eine Flasche, schenkt sich ein und trinkt einen Schluck. Trank bewundert die abgemessenen Bewegungen und sieht die Kohlensäureblasen im Glas zur Oberfläche perlen. Biland unterdrückt ein Aufstossen und erkundigt sich, ob jemand zum Protokoll der letzten Sitzung etwas zu bemerken habe.

Professor Berglass lässt seine Hand in die Höhe

schnellen. Er sagt, es liege ihm zwar fern, pedantisch zu sein, aber dem Protokollführer sei ein dummer Tippfehler unterlaufen, und dieser könnte – vielleicht erst in hundert Jahren – zu Missverständnissen führen. In der sehr einleuchtenden Aussage von Herrn Oederlein auf Seite zwei unten habe Herr Trank aus Versehen 'Nationalrat' anstelle von 'Nationalart' geschrieben, und da es eine solche durchaus gebe – Fleiss, Bescheidenheit, Solidarität seien bekanntlich ihre Merkmale –, bitte er um Korrektur.

Der Präsident winkt Trank mit dem Kinn. Trank beugt sich über den Tisch, um seine angewiderte Miene zu verbergen. Er notiert die Telefonnummer seines Arztes auf den Protokollblock und schwört sich, diesen wegen der Magenschmerzen noch heute anzurufen.

Die Sitzung nimmt ihren Lauf. Trank sitzt in erzwungener Untätigkeit da und fühlt sich gefangen. Die Zeit läuft im Rhythmus seines Pulsschlages ab. In unendlich kleinen Schritten. Die Diskussion interessiert ihn überhaupt nicht. Genauso wenig wie in seiner Jugend das Ritual des Gottesdienstes, den er einzig auf Veranlassung seiner Eltern besuchte. Unweigerlich setzt der Gedankenfluss ein. Wie damals in der düsteren, mit Weihrauch geschwängerten Kirche.

Dieser stete und aushöhlende Gedankenfluss ist ein Fluch von biblischer Wucht. Er lässt sich nicht unterbinden. Er erlaubt nicht einmal die Drosselung seiner Geschwindigkeit. Kaum sinkt die äussere Aktivität auf null, setzt sich die innere durch. Wie in quälenden Nächten, wenn Trank keinen Schlaf findet. In ihm scheint eine gewaltige Menge von Gedanken an die Oberfläche zu drängen. Irgendwo existiert davon ein unerschöpfliches, überquellendes Reservoir.

Er hat schon versucht, diese bedrückende Situation mit Meditationsübungen tibetischer Mönche zu meistern, die eine vollkommene Entleerung des Geistes zum Zweck haben. Ohne Erfolg. Kaum verwunderlich, denn sein Leben unterscheidet sich schliesslich vollkommen von demjenigen eines tibetischen Mönchs. Die Überlegungen, die in seinem Kopf abspulen und kommen, wie sie kommen müssen, gehören einem mitteleuropäischen, neununddreissigjährigen Historiker, Doktor der Philosophie. Darüber hinaus ist er verheiratet, hat zwei rasant heranwachsende Kinder und besitzt ein zwar kümmerliches, dafür eigenes Reihenhaus im Grünen, achtzehn Kilometer von der Stadtgrenze entfernt. Im weiteren nennt er einen Saab 900 Turbo sein Eigentum, mit dem er gewöhnlich diese Strecke fährt, die Kraft überflüssiger Pferdestärken geniessend.

Heute ruht sich Tranks Traumwagen zu Hause aus. Hinter der Villa der Stiftung stehen nämlich zu wenig Parkplätze zur Verfügung. Sie sind, keine Frage, für jene Stiftungsräte reserviert, deren Beweglichkeit im höheren Interesse zu gewährleisten ist. Natürlich für Nationalrat Oederlein. Auch für Generaldirektor von Warteck, den Vorsitzenden der Konzernleitung der Allgemeinen Versicherungsgesellschaft für Leib und Leben. Selbst für alt Divisionär Kindlimann. Nicht aber für Professor Berglass, der auch gerne hier geparkt hätte, aber Brockstätte keine ausreichende Begründung liefern konnte. Und schon gar nicht für Gewerkschaftssekretär Hartmann, würde er einen Wagen besitzen.

Doch das alles ist Gerold Trank egal. Er schwebt in seinem Gedankengewebe und weiss nicht, was er will. Er weiss nur, dass ihn etwas quält und er endlich etwas unternehmen sollte, um herauszufinden, was das ist.

Der Kompass seiner Seele sollte sich einpendeln und ihm den richtigen Weg weisen.

Vorläufig tröstet ihn der Gedanke, dass nicht nur er in der Schwebel hängt. In der sonnigen Stadt da draußen müssen sich an diesem Morgen Hunderte von Menschen überlegen, weshalb sie unglücklich sind und wie sie ihrem Leben eine Wende geben können. Vermutlich leiden sie gleichfalls unter Magenschmerzen. Der eine oder andere mag dagegen etwas eingenommen haben, was sowieso nichts nützt: doppelkohlensaures Natron oder ein Gläschen Alpenbitter. Ihm hingegen hat sein Arzt befohlen: „Atmen Sie zwanzigmal tief durch und denken Sie über Ihre Schmerzen nach.“

Stattdessen lässt er sich ablenken. Ihm gegenüber, hinter dem Präsidenten, hängt ein farbiges Gemälde. Ein Riesenbild, zweieinhalb mal vier Meter, schätzt er. Es füllt die eine Stirnwand des hellen Raumes fast aus und zieht Trank immer wieder in Bann. In einer grünenden und blühenden Natur schreitet eine nackte Frau von links nach rechts, ein Füllhorn im Arm, mit triumphierendem Ausdruck und schwellendem Leib, vor Fruchtbarkeit strotzend. Ein funktionelles Muttertier. Das Bild wirkt auf Trank als Inbegriff des sittlichen Appells, und von der nüchternen, unerotischen, humorlosen Szene fühlt er sich heute Morgen sonderbar abgestossen, ohne zu wissen, warum.

Muss er sich das gefallen lassen? Aber gewiss nicht. Mit der Kraft seiner Fantasie formt er einen warmen, weiblichen Leib, der sich vor ihm auf der Tischplatte räkelt. Ausgestattet mit Eigenschaften von Frauen, die er erkannt hat (seine Frau Maria, seine zeitweilige Geliebte Elisabeth) und solchen, die er nur wahrgenommen hat. Er denkt an samtig schimmernde, helle Haut, oder an die Art, wie eine Oberlippe beim Lächeln über

die Zähne zurückgezogen wird, an die Form eines Knies und ähnliche Details, die ihn unweigerlich veranlassen, sich sogleich heftig in die ganze Person zu verlieben. Die köstliche Rundung zweier nebeneinander liegender Brüste, wenn sich das Geschöpf vor ihm auf den Rücken dreht und ebenso, wenn es aufsitzt. Zart geschwungene Hüften, ein niedlich gekräuselt Dreieck, das Ziel aller Ziele.

„Das ist die Wirklichkeit“, denkt er, „und was sich im Sitzungszimmer abspielt, bedeutet nur eine Scheinwelt. In ihr werde ich gelegentlich an Austrocknung zugrunde gehen, aus Mangel an Erotik und aus Mangel an Humor.“

Wo sind in seinem Alltag Humor und Erotik geblieben? Er erinnert sich zehn oder zwölf Jahre zurück, als Maria und ihn knisternde Anziehung verband und sich ihr Liebesleben auch in der Lust an sprachlichen Spielereien ausdrückte. Daran ist heute nicht mehr zu denken. Sein Dasein ist erdrückend lustlos geworden. Auch seine Turnübungen mit Elisabeth sind immer todernst abgelaufen. Trank glaubt, dass Humor und Erotik Künste sind, die das Leben erträglich machen. Ihre Kombination bedeutet sogar eine Steigerung. Viele mittelalterliche Schwänke beruhten geradezu auf einer Verbindung von Humor und Erotik. Das weiss niemand besser als Trank, seines Zeichens Mittelalter-spezialist.

Stopp. Das ist Vergangenheit und gehört zu einem andern. Er hat dieses Berufszeichen längst abgelegt. Heute ist Dr. phil. Gerold Trank Sekretär, und zwar in einer durch und durch ernsthaften Institution, die weder mit Humor noch mit Erotik das Geringste zu schaffen hat.



Derweilen beschäftigt sich der Stiftungsrat mit dem neuen Antragsformular. Die viel versprechende jüngste Tochter des Präsidenten hat es auf ihrem Heimcomputer kreierte. Sie wurde dafür von der Stiftung fürstlich honoriert. Trank weiss das, weil der in solchen Angelegenheiten vorsichtige Brockstätte ihn anwies, den Check an seiner Stelle zu unterzeichnen. Die Tochter studiert Kunstgeschichte. In Fragen der Gestaltung ist sie demzufolge für Präsident Biland die letzte Instanz.

Zuoberst prangt das Signet der SAHI. Darunter steht fett gedruckt der Satz 'Jeder Schweizer, der im Besitz der bürgerlichen Rechte ist, darf bei der Stiftung Unterstützung für Zwecke beantragen, die im Einklang mit den humanistischen Idealen stehen'.

Die Sekretärinnen der Stiftung regten sich darüber nicht wenig auf. Sie taten sich zusammen und verlangten, dass auch die Schweizerin erwähnt wird. Brockstätte winkte ab. „In dieser Formulierung beinhaltet 'Schweizer' selbstredend auch das weibliche Geschlecht“, verkündete er. „Ein Glück, dass keine Frau im Rat sitzt, sonst hätten wir über diesen Punkt eine Riesendiskussion zu führen“, bemerkte er, als sie allein waren, mit gackerndem Lachen zu Trank.

Nun führen die Herren unter sich eine Riesendiskussion. Muss ein Antragsteller militärischen Grad und Einteilung angeben, wie es alt Divisionär Kindlimann verlangt? Und seinen Arbeitgeber, laut Generaldirektor von Warteck? Zwei Referenzen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens dürfen in keinem Fall fehlen, macht Nationalrat Oederlein geltend.

Trank graut davor, diese Einzelheiten im Protokoll wiederzugeben. Wozu auch? Die Stiftung dient nach

hundertsechzig Jahren schleichender Anpassung ohnehin nur noch einem Zweck: Sie spielt die Bank. Als Trank bei der SAHI anfang, erklärte ihm Brockstätte den Vorgang. „Sehen Sie, unser Staat überbietet. Kein Wunder, wollen ihn unsere grossen Unternehmen nicht noch mehr mästen, also vermeiden sie Steuern, wo immer es geht. Aber weil sie dennoch patriotisch gesinnt sind, spenden sie uns reichlich Geld, und wir finanzieren damit alpine Jugendsportlager, Armbrustwettschiessen, Schwingerfeste, Wanderausstellungen über die Heldentaten der Vorväter, Sängertreffen, Laienoperetten und Lokalchroniken, sofern sie die Vergangenheit gebührend ehren.“

Alles Angelegenheiten, die sich in die bestehende Ordnung einfügen, denkt Trank. Die bestehende Ordnung ist eine machtvolle Tatsache, mit der er sich fast abgefunden hat – als Historiker zählt er allerdings auch darauf, dass unserer Welt der Wandel innewohnt.

Wobei sich erst etwas verändert, wenn es der Lauf der Geschichte will. Vorher nicht. Seiner Meinung nach irren die Menschen grundsätzlich, wenn sie annehmen, sie hätten irgendwelche Entwicklungen in der Hand und könnten den Wandel selbst herbeiführen. Die Entwicklungen haben vielmehr die Menschen in der Hand. Im besten Fall bringen es diese zustande, ameisenhaft in der vorgezeichneten Richtung des Geschehens mit zu trippeln, statt sich dagegen zu stemmen. Alles kommt, wie es dank der Mechanismen der historischen Entwicklung kommen muss.

Nun ist es leider so, dass die geschichtliche Entwicklung nicht nur die Völker und die ganze Menschheit determiniert, sondern auch das Individuum Gerold Trank. Immerhin kann dieser Hoffnung aus dem physikalischen Modell schöpfen, wonach das einzelne Molekül beim Ablauf eines Prozesses mehr

Spielraum besitzt als die Gesamtheit der Moleküle.

Nur, wie gross ist der Spielraum, der ihm zugestanden wird?

Die Kräfte, die das Leben des Einzelnen bestimmen, wirken zweifelhaft und undurchschaubar. Sie haben ihn zum zweiten Sekretär der SAHI gemacht, vermutlich für immer, Brockstätte hingegen zu deren erstem Sekretär, und das ist eine erstklassige Ausgangsposition, darüber sind sich alle einig. So begannen Karrieren wie jene von Präsident Biland, Generaldirektor von Warteck und Nationalrat Oederlein.

Es gab eine Zeit, da versuchte Trank, das Phänomen der Karriere historisch zu ergründen. Verschämt schlug er im Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz nach und entdeckte, dass der Stiftungspräsident einer angesehenen Schweizer Dynastie entstammt. Er fand einen Bundesrat Biland, mehrere Generalstabsoffiziere, drei Generationen von Unternehmern sowie den einen oder anderen Geistlichen.

Die empörende These, dass die Oligarchie das Land fest im Griff habe und ihre Erneuerung verhindere, verwarf er trotzdem rasch und mit nachsichtigem Lächeln. Er brauchte sich nur das Heer der Emporkömmlinge anzusehen. Gerade im Stiftungsrat sassen einige davon.

Professor Berglass, zum Beispiel. Anfänglich behandelte er Trank mit penibler Ehrerbietung. Später fiel ihm ein, dass der zweite Sekretär weit unter ihm stand, und ein ekliger Tonfall schlich sich Trank gegenüber ein.

Nationalrat Oederlein ist ebenfalls ein Emporkömmling. Allerdings einer von der harten Sorte. Ein Bauernbub aus ärmlichen Verhältnissen. Zwei Stunden Fussmarsch morgens und abends ins Nachbartal zur Schule, auch im kältesten Winter, schallt es zuweilen

von ihm, wenn der Stiftungsrat sich kritisch mit dem heutigen Wohlstand befasst.

Nicht aber alt Divisionär Kindlimann, der Nachkomme eines Generalleutnants in napoleonischen Diensten. Ebenso wenig Generaldirektor von Warteck. Sein Adelsprädikat ist einwandfrei.

Hätten die heimlichen Mächte richtig gewürfelt, wäre Trank selbst ein Emporkömmling. Prof. Dr. phil. Gerold Trank, wie klänge das? In Gepflogenheiten der akademischen Gemeinschaft erfahrene Menschen kennen seinen Fall und meinen, es habe nicht viel gefehlt.

Kaum mehr zu zählende Jahre lang hatte er sich als Assistent des berühmten Mittelalterforschers Professor Wickler über die weltlichen Niederungen erhaben gefühlt. Er hatte ergeben für seinen Chef bibliographiert, korrespondiert, öde Wälzer besprochen und streng riechende Studenten betreut. Stolz hatte er Wicklers Seminare geleitet und glücklich mit dem Meister einundreissig gelehrte Artikel publiziert.

Zwei Jahre vor seiner Pensionierung, beim weinseligen Weihnachtsfest des Instituts für mittelalterliche Geschichte, hatte der alte Herr Trank als seinen wahrscheinlichen Nachfolger bezeichnet und ihm zur Krönung seine speckige Fellmütze aufgesetzt.

Trank hatte daran geglaubt.

Seine unglaubliche Naivität schrie laut danach, enttäuscht zu werden. Die folgenden Ereignisse waren zweifellos Wehen, denn er kam durch sie zur Welt. Er wurde aus der warmen, schützenden Bauchhülle seiner historischen Quellentexte ausgestossen in die Wildnis der Arbeitswelt und unvorbereitet dem Lebenskampf ausgeliefert.

Vieles war Trank, zwar noch nicht so scharf umrissen, schon damals bewusst geworden und hatte ihn geschmerzt. Rückblickend ist ihm alles sonnen-

klar. Der an der Universität verhasste Wickler schritt der Vergessenheit entgegen und hatte nichts mehr zu sagen. Er unternahm einen letzten Versuch und servierte dabei seinen Kandidaten Trank ab. Klopfte bei den wichtigen Männern an und empfahl ihnen einen ehemaligen Schüler, der inzwischen an der Sorbonne wirkte. Der Höhepunkt kam, als er Trank in sein Büro rief, hinter seinem Schreibtisch aufstand und seinen verdatterten Assistenten bat: „Verzichten Sie im Interesse der mittelalterlichen Geschichte auf Ihre Kandidatur und unterstützen Sie Ihren ehemaligen Kollegen, sonst verlieren wir den Lehrstuhl an einen dieser verfluchten Neuzeitler.“

Trank tat ganz etwas anderes. Das einzig Richtige, davon ist er noch heute überzeugt. Am Semesterende weigerte er sich einfach, seinen Halbjahresvertrag zu erneuern. Die Sekretärin des Dekans rief ihren Chef herbei, der die Welt nicht mehr verstand. Die Universität wird von Bewerbern belagert, die nach der nährenden Mutter lechzen. Sie ist es, die entscheidet, wann eine Anstellung beendet ist und wann nicht.

Trank liess den vor Kränkung hilflos zitternden, in jüngster Zeit stark gealterten Mittelalterprofessor ein halbes Jahr vor dessen Pensionierung einfach sitzen und kehrte der Universität endgültig den Rücken.

Maria hatte seine Enttäuschung geteilt, nun teilte sie seine Auflehnung. Sie besass eigene Ersparnisse, die sie für einen Notfall aufgehoben hatte. Sie beschlossen, die ihnen unverhofft geschenkte Freiheit zu nutzen und mit den Kindern so lange zu verreisen, als das Geld reichte.

Einige Monate in vollkommener Ungebundenheit auf der Belle-Ile, vor der bretonischen Felsenküste. Trank verliebte sich in das rötliche Gestein und das tiefgrüne Meer.

Maria, zu einem Viertel Bretonin, besass auf der Insel Verwandte. Sie weilten zum zweiten Mal hier. Das erste Mal war auf der Hochzeitsreise gewesen, im Gewimmel der einander scheeläugig belauernden Sommerurlauber.

Jetzt, im windigen April, trieben blendend weisse Wolkenschiffe über den sattblauen Himmel, und der Saisonbetrieb lag fern. Die Verwandten hatten ihnen eine Hütte an der Küste überlassen, mit zwei hellen, salzig riechenden Zimmerchen. Dort lebten sie primitiv, dafür praktisch kostenlos. Es sah so aus, als würden sie endlos hier bleiben. Die Zeit entschwand wie ein Zugvogel.

Trank hat manchmal das Gefühl, er zehre noch heute von diesem Aufenthalt.

Als er an einem luftig-schönen Sommertag im Hauptort Le Palais die Post abholte, die ihnen Marias Mutter nachsandte, packte ihn die Arbeitswelt wieder. Seine Bewerbung für die Stelle eines zweiten Sekretärs bei der angesehenen Stiftung für die Ausbreitung humanistischer Ideale – abgefasst am Tag, als er die Türen der Universität hinter sich zuschlug, und ohne tiefere Hoffnung in den Briefeinwurf gesteckt – war beantwortet worden.

Marias ängstliche und gegenüber allen Institutionen respektvolle Mutter hatte den Brief mit dem Signet der SAHI express nachgesandt. Darin stand in überraschend herzlichem Ton, die Stiftung schätze sich glücklich, dass sich ein in Fachkreisen bekannter, junger Historiker für diesen Posten interessiere. Trank möge sich zu einem Gespräch einfinden, wann es ihm beliebe, doch am liebsten sobald als möglich. Unterschrift des Präsidenten.

Trank fühlte sein verwundetes Herz heilsam angerührt. Dass der Präsident ihn als Historiker will-

kommen hiess, bewies ähnliche Achtung vor der Wissenschaft, wie er selbst sie noch immer hegte. Er stand vor dem Postamt und fing an zu träumen. Vielleicht konnte er den Verlust der akademischen Stellung wenigstens teilweise wettmachen und in dosierter Menge weiter forschen. Er sah vor sich das Bild, wie er dem Präsidenten gegenüber trat und ihm keck das Angebot unterbreitete, eine Geschichte der SAHI zu schreiben.

Damals wusste er noch nicht, dass alle derartige Korrespondenz von der Sekretärin des Präsidenten verfasst wurde, welche die Menschen so gründlich kannte, wie es nur eine Frau in dieser Stellung fertig brachte. Sie schrieb genau das, was er hören wollte, ohne dass es unwahrscheinlich klang. Die perfekte Verführung.

Dennoch war Trank niedergeschlagen, als er zur Strandhütte zurückkehrte. Er fand Maria in alten Jeans und einem formlosen grauen Pullover, ihr schwarzes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, am Herd stehend und Fischsuppe kochend. In dieser Momentaufnahme erschien sie ihm besonders reizvoll. Er verharrte unter der Tür und spürte, wie ihn Tausende von unsichtbaren Fäden mit dieser Frau verbanden. Sie drehte sich um und lächelte ihn an. Genau wie zur Zeit, als sie sich kennen gelernt hatten – auf einem Zeltplatz am Bielersee.

Trank war damals nach Abschluss des Studiums mit seinem Citroen 2CV unterwegs nach Südfrankreich, Maria weilte ein paar Tage bei ihrem Bruder und dessen Frau, die hier ihre Sommerferien verbrachten. Trank und das Mädchen fingen augenblicklich Feuer. Ohne Zögern packte Maria ihren kleinen Damenrucksack und fuhr einfach mit ihm weg.

Das war damals sechs Jahre her – und liegt jetzt vierzehn Jahre zurück.

Der Aufenthalt in der Bretagne liess jenen in der Provence aufleben, wo sich ihre Weltlinien verknüpft hatten – ein Pinienhain, überwachsenes Gemäuer, der Duft von Lavendel und von ihren jungen Körpern, vor Hitze flimmernde Luft.

Obschon sie jetzt die Kinder bei sich hatten. Aber Trank hat Glück, seine Kinder sind meist heiter und ruhig, sie hängen sehr aneinander und spielen am liebsten miteinander. Anders als die quengelnden kleinen Zerstörer, die er sonst kennt. Er schreibt dies dem Wesen Marias zu, das im Grundton der Gelassenheit schwingt – sicher nicht seinem eigenen, von Schwankungen und Störungen heimgesuchten Naturell.

Maria war von der Stelle bei der SAHI begeistert.

Sie dachte an einen dauerhaften Platz in der Gesellschaft, sogar an Ansehen und ein höheres Salär. Die Kinder waren nicht weniger begeistert. Weil es ihnen, wie Trank merkte, hier zwar gefiel, aber an Abwechslung fehlte. Sie wollten wieder zurück in ihre frühere Welt, zu ihren Freunden und den Grosseltern.

Die Verwandten auf der Insel waren dafür kein Ersatz. Griesgrämig, unvertraut und nicht gewillt, auf die Kinder einzugehen. Den Kleinen waren die paar Anstandsbesuche auf dem immer kotigen, unaufgeräumten und ein bisschen unheimlichen Hof von Grosscousine Berthe peinlich. Und von dem steinalten, fettigen Hausgebäck, Galettes genannt, das Berthe mit gichtigen Fingern aus der Blechdose klaubte und ihnen vors Gesicht hielt, bis sie kapitulierten, wurde ihnen fürchterlich schlecht.

Also fuhr Trank am selben Tag nochmals nach Le Palais und buchte Plätze für die nächste Fähre.

Am folgenden Tag, im Licht einer dramatischen Morgenröte, packten sie ihre Habe in den 2CV, gaben die Hütte zurück und machten sich auf den Heimweg.



Sie schafften es an diesem Tag bis Vierzon und übernachteten in einem düsteren und muffigen Hotel. Seit-her rät Trank jedem Reisenden, das Nest Vierzon zu meiden. Am Morgen registrierte er bei sich und Maria Bisse von Flöhen, Läusen oder Wanzen.

Bange sah er sich mit unübersehbarem Juckreiz und kahl geschorenem Schädel zum Vorstellungsgespräch erscheinen. Doch sein Arzt lachte ihn aus, griff zum Rezeptblock und erklärte, diese Zeiten seien vorbei. Er verschrieb ihm ein modernes Shampoo, das Trank an drei aufeinander folgenden Abenden anwenden und danach jedes Mal die Wäsche wechseln sollte. Das helfe garantiert, meinte der Arzt.

Feierlich meldet sich alt Divisionär Kindlimann zum Wort. Er fordert den Stiftungsrat auf, die Herausgabe eines Bildbandes sämtlicher schweizerischer Heerführer der letzten 700 Jahre (achtzig Prozent davon in fremden Diensten – schade) zu finanzieren.

Er spricht so laut, dass Trank aus seinen Gedanken gerissen wird und gar nicht anders kann als zuhören. Das dröhnende Organ passt schlecht zur Magerkeit des ehemaligen Generals. Brockstätte behauptet, diese sei in der ganzen Armee sprichwörtlich gewesen. Unmöglich für einen feindlichen Schützen, den Strich Kindlimann zu treffen.

Der Präsident fasst Brockstätte am Ellbogen und raunt ihm etwas zu. Dieser winkt Trank herbei und flüstert: „Rufen Sie Herrn Dr. Hablützel an, Sie wissen schon, unsern Anwalt, Fräulein Derring hat die Nummer, und sagen Sie ihm, Herr Präsident Biland wolle ihn morgen um elf bei sich im Büro treffen.“

Leise geht Trank hinaus.

Wenn das Tonbandgerät jetzt ausfällt, gibt es kein